

(Nachdruck verboten.)

## 10] Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

Am Sonntag saß der Simon im Schlüssel und trank seinen Schoppen. Der Bleicher war auch da und machte sich gleich hinter dem Simon her. Der Bleicher war ein eigener Kauz. Alles, was nicht festgemacht war und er so mitnehmen konnte, wo es auch war, das nahm er mit. Den Wald schaute er als Allgemeingut an. Jeder, der sich nicht seinen Braten daraus zu holen verstand, war für ihn beschränkt. Aber wer wie er mit dem Wild auch noch gleich das Holz mitgehen hieß, um den Braten über einem rechten und billigen Feuer gut zu schmoren, der war ein ganzer Kerl, der das Leben verstand und nie untergehen konnte.

Der Bleicher fragte den Simon wie von ungefähr und auch aus lauter Teilnahme: „Hast Du heut nacht Ruhe im Walde, Simon?“ Der Simon verstand seinen Fuchs.

„Ich möchte keinem raten, in den Wald zu gehen, um was zu holen!“ meinte der Simon und lächelte.

Der Bleicher stutzte.

„Hast Du Dienst, Simon?“

„Und nicht nur ich allein, Bleicher.“

Damit trank der Simon seinen Schoppen leer und ging hinaus. Der Bleicher mußte gleich hinterher das Wasser abschlagen. Aber er tat dies eigentümlicherweise nicht auf den Misthaufen, sondern er ging vor die Haustür und schaute dem Simon nach. Und als er den Simon im Wald verschwinden sah, da kratzte er sich hinter den Ohren. Zu der Stube sagte er so nebenbei, wenn der Seppi komme, sollten sie ihm doch ausrichten, der Bleicher hätte Bauchweh und ginge nach Haus ins Bett, mit dem Spielen sei es nichts.

Die Leute im Schlüssel lächelten ein wenig und wußten nur zu gut, wo dem Bleicher der Bauch weh tat. Doch keiner sagte laut, der Bleicher habe wildern wollen, denn beinahe ein jeder mußte selbst ein wenig vor seiner Tür segnen.

Aber nicht nur der Bleicher, auch der Erhard hatte die Ohren gespitzt, als der Simon sagte, er hätte die Nacht durch Dienst. Denn auch der Erhard war heute in der Laune, ein Wild zu fangen, auf das er bislang gelauert hatte. Nur brauchte er nicht in den Wald zu gehen darum.

Der Simon mochte kaum eine kleine halbe Stunde zum Schlüssel hinausgegangen sein, als der Erhard auch abzog, den Hut auf dem Ohr und ein Sträußchen daran. Hastig lief er dem Waldhüterhaus zu.

Und auf einmal, wie die Liesi so recht schöne Sachen träumte und funnierte, stand der Erhard vor ihr. Und da fragte sich die Liesi nicht mehr lange, ob sie wache oder träume. Sie küßte den Erhard wieder und ihr Blut wallte so heiß wie das seine. Sie hatte nicht umsonst so lange Zeit gedacht und gefehnt.

Und da diesmal keine Tür zwischen den beiden war, konnte die Liesi auch keinen Riegel schieben.

Dafür aber wurde die Liesi in jener Stunde so gut zur Frau wie die Madlen vom Lächensfrisch.

Als der Simon eine kleine Strecke in den Wald gegangen war, blieb er stehen und lachte eine Scholle vor sich hin. Die Sippchaft vom Bleicher war gehörig genug an der Nase herumgeführt. So leicht bekam er nicht immer Ruhe mit so wenig Mühe.

Aber er ging noch einige Pfade ab, um auf einem Umwege zum Walde heraus nach Hause zu kommen.

Als er wenige Schritte vom Hause entfernt war, erwartete sein Hund und machte einige Sprünge auf die Tür zu. Dort blieb er leise knurrend stehen, und die Haare sträubten sich auf seinem Rücken.

Simon stutzte und rief den Hund, leise und vorsichtig klinkte er die Tür auf. Da hörte er verliebte Reden in der Kammer der Liesi und die Stimme des Erhard.

Scham und Wut kamen über ihn. Unschlüssig blieb er eine Weile stehen. Dann wandte er sich leise ab und saß vor das Haus auf die Bank und wartete.

Wilde Gedanken stürmten auf ihn ein und ein lohnender Haß gegen den Duden übernahm ihn.

Er spannte mit hartem Kucke den Gahn seines Jagdgetwehrs.

Und wieder dachte er nach.

Dann begann er aufzulachen. Verbittert und hart. Und mit einem Kuck und hohnverzerrtem Gesichte drückte er den Gahn des Gewehrs zur Ruhe.

Dann stand er auf.

Derben Tritts trat er in das Haus ein. Mit einem Kucke riß er die Tür auf. Drinnen lag der Erhard im Bette bei der Liesi.

Ohne ein Wort zu verlieren, faßte der Simon den Burschen an und riß ihn zum Bette hinaus.

Angstvoll schrie die Liesi auf.

Der Simon aber gab dem Erhard gleich einem Hunde eine Tracht Prügel, und demütig nahm der Bursche die Schläge an. Er fühlte die überlegene Kraft des Alten.

Der Simon nahm, als er genug geschlagen hatte, den Erhard und warf ihn gleich einem besoffenen Lumpen zur Tür hinaus. Draußen gab er dem Burschen noch einen Fußtritt und sagte:

„Wenn Du noch einmal kommst, dann jag ich Dir eine Ladung Schrot in den Hintern und das zweifemal eine Kugel in den Schädel, du Hund!“

Verzschlagen hinkte der stolze Erhard nach Hause und fluchte in sich hinein, voller Grimm, eine solch versalzene Suppe gefressen zu haben.

Drinnen in der Stube barg die Liesi voller Scham ihr glühendes Gesicht in den Kissen und meinte zu vergehen.

Aber der Alte legte seine Sachen weg und ohne ein Wort zu verlieren, ging er in seine Kammer; dort piff er den Hund zu sich und riegelte die Tür ab.

Die Nacht durch dachte er seiner Schmach nach. Anfangs war Groll und Wein. Dann dachte er daran, daß in kurzer Zeit der Liesi Jugend dahin wäre und sie vor der Zeit weß, matt und abgelebt sei, eine zeitige Frucht des Gottesaders.

Und da wurde er milde.

Er wollte nicht an sich denken und vergeben. Es sollte diese Nacht der Liesi Glück sein fürderhin, was auch die Folgen waren. Sie mußte ihr junges Leben in der Jugend dahingeben, sich abschieden und weßken. Darum sollte sie keine Schuld tragen.

Und er dachte an vergangene Jahre.

Er gedachte seiner Jugendzeit, da war er toll gewesen gleich einem. Und die Wärbel und er hatten auch nicht den Pfaffen gefragt, was tun und lassen.

Und als der Tag kam und die Liesi kummervoll einher-schlich und sich schämte, da sagte Simon zu ihr:

„Laß das! Die Jugend will ihr Recht und das Blut ist Blut. Was war, ist vergessen, trag's, was kommen mag!“ und finster sagte er noch: „Aber es ist das lehtemal gewesen, das nächstemal wird's sein Totenbett, dein Freudenbett. Daran denk!“

Und er ging weg wie immer, seinem Dienste nach.

Aber zum ersten Male erwachte in Simon ein Gefühl des Unglaubens, des Hasses und Grolls gegen die Bestimmung Gottes. Hatte er denn sein Fleisch nicht lieb wie ein hoher und reicher Herr? Und warum durfte ein Lump im reichen Kittel die Schuhe an seinem reinen Gewande wischen?

Nach Monaten waren der Erhard und die Madlen schon längst ein Paar und hatten beinahe in die Ehe hinein ihre Erstgeburt gebracht. Ein linker Storch!

Aber auch die Liesi ging schwanger und gebar eine Tochter. Madlen mußte sie heißen nach Simons Willen und zum Grolle des Erhard, dessen Weib und Kind denselben Namen trugen.

So kam wieder ein Säugling in das Haus des Waldhüters. Und Simon fand auch die Mittel, um dieses Kind zu ernähren. Darum machte der alte Schlüsselwirt, als er einmal hundert Taler in das Waldhüterhaus bringen wollte, eine herbe Erfahrung. Nie mehr wollte er dort versuchen, aufzuhelfen aus Nächstenliebe. Er begriff auch nicht, daß ein Mensch wie der Simon Geld ausschlagen konnte. Das war ja hirnverbrannt. Er hätte nicht so getan, er war nicht so

Dumm. Wie er so dachte, lächerte ihn wieder, und als er die Hundert Taler in den Kästen zurückstellte, war er zufrieden und hatte die Demütigung vergessen.

### Die Laufe des Bastards.

Als das Kind der Liesi nun einmal da war im Jagdhüterhaus, mußte der Simon, daß nun auch der Spott nicht länger auf sich warten ließe. Darum machte er an die Leute von Gutenberg ein Alltagsgesicht und auf weiteres ließ er sich mit keinem ein. Denn der Simon war zu alt, um nicht zu wissen, daß der Mitleidigen Bedauern das Echo hämischer Schadenfreude ist. Wenn auch die Liesi auf dem Sittenmarkt weniger galt als früher, dem Simon war sie gleich wert trotz dem Kindlein vom Erhard. Hatte doch schon die Eva den dummen Streich gemacht. Allerdings, dort war der liebe Gott Sittenrichter, und der Adam bekam darum auch sein Teil ab. Denn der liebe Gott läßt sich nicht wie die Menschen was vormachen. Der Simon wurde aber nicht recht klug ob seines Herrgotts Willen und sein Gottvertrauen wankte. Warum hatten viele das Glück, die schlechten gewöhnlich, noch das allergrößte? Und warum hatte gerade sein Kind an den Bengel kommen müssen? Aber das war geschehen und war nicht zu ändern, der Liesi Lebensfrühling war dahin. Kein Sommer konnte da mehr kommen, nur noch ein trauriges Absterben.

Einmal kam Simon früher als andere Tage aus dem Walde nach Haus. Da fand er die Liesi mit verweintem Gesichte und Würgen und Schlucken im Halse. Der Jammer wollte sich nicht unterdrücken lassen.

Wie der Simon sein Kind anschaute, wogte ein heißer Grimm in ihm. Aber scheinbar gelassen fragte er:

„Nun, nun, Liesi, was heulst Du denn da zusammen?“

Da flossen alle Ströme und Bäche in der Liesi über zu den Augen hinaus in großen Tropfen; sie heulte wie ein Schloßhündchen. Aber das Segreim tat ihr nur gut. Es machte ihr Lust und leichter. Der Simon ließ sie darum ruhig gewähren. Und als er sah, daß in den Strömen und Bächen das Hochwasser verlaufen war und nur noch feuchte Augen übrig blieben, da sagte er gelassen und ruhig: „Jetzt küß' Dich drein, Liesie, es ist so, und Du und ich machen's nicht anders.“

(Fortsetzung folgt.)

## Verkaufsausstellungen.

Der Berliner Künstlerbund. (Ausstellung Potsdamer Straße 38.)

Dieser Bund ist gleich dem Zusammenschluß der „Zurysfreien“ ein Ergebnis des Erwachens der träumenden Künstler aus romantischer Not zu dem Willen, sich wirtschaftlich zu organisieren. Der Künstlerbund war sogar früher da als die „Zurysfreien“, so veranstaltet er denn auch schon seine dritte Ausstellung. Die beiden ersten Vorführungen haben sich dadurch wesentlich von allen anderen Bilderparaden unterschieden, daß jedesmal ein erheblicher Teil der ausgestellten Arbeiten  $\frac{1}{4}$ , gar  $\frac{1}{3}$ , verkauft wurde. Das geschah, weil die berückichtigten Phantasiereise aufgegeben waren; so konnten viele, denen früher nur Reproduktionen erschwinglich waren, jetzt durch einen mäßigen Mehraufwand Originalarbeiten kaufen. Zweifelloß: ein gesundes Prinzip, dem man nur guten Fortgang wünschen kann. Gewiß, das Drücken der Preise kann auch für die Malerei eine Gefährdung der Qualität bedeuten; indessen, es ist schließlich doch nützlicher, daß der Künstler für sein Werk ein leidliches Entgelt (falls es besser klingt: eine gewisse Entschädigung für die geleistete Arbeit — wenn auch keinen Lohn für die Kunst) empfängt, als daß er die Bilder stapelt und immer nur für sein eigenes Atelier schafft.

Solche Mehrung des Umsatzes setzt allerdings voraus, daß die auf den Markt gebrachte Kunst ein bestimmtes Niveau wahre. Eine Forderung, die sich heute um so eher stellen läßt, als in der Tat die Durchschnittsleistungen der deutschen Malerei während der letzten Jahre erheblich gestiegen sind. Wir haben heute eine ganze Schar junger Künstler, deren keiner ein Genie, deren jeder aber ein sehr tüchtiger, ordentlicher und geschmackvoller Bildermacher ist. Auch die diesjährige Ausstellung des Künstlerbundes gehört zu solcher Art.

Einige Arbeiten haben mir besonders gefallen; so will ich auf sie verweisen. — Frau Bernstein-Landsberg steht die Straßen in einer interessanten Verkürzung von oben, aus halber Vogelperspektive; die Menschenlein schrumpfen ein wenig zu Blüppchen, die Häuser und die Plastersteine entrenken sich, werden Spielzeug. Annie Boettcher scheint jetzt ihr spezifisches Gebiet gefunden zu haben; ein Stilleben aus chinesischem Porzellan ist sehr amüßant und sinnlich gemalt auch geschickt im Ausschnitt.

Ein sehr kräftiger Zeichner ist Fritz Siebelhausen. Mit starken, das Sachliche erfassenden Strichen gestaltet er Hafnarbeiter; er charakterisiert eindringlich die Köpfe intellektueller Männer; er weiß mit den leeren Stellen, mit dem Papierton, zu wirken: stets ein Zeichen künstlerischer Klugheit. Wesentlich unökonomischer ist M. Gaim; das vermutliche Gesimmler der sich spiegelnden Kreise verrät einen leidlichen Geschmack, aber eine geringe Begabung für das Konstruktive. Das gleiche gilt für Marie Jsenbart. Ihre japanischen Kinderpuppen sind ganz kunstgewerblich behandelt: sie dekorieren die Fläche, sie wandeln sich in Farbflecke. Wiederrum das gleiche ist über F. von Klose zu sagen; tausend gegen eins möchte man wetten, daß dies F. einen weiblichen Vornamen deutet. Die Bildnisse dieser (sagen wir's ruhig) Dame sind unzulänglich: die Malerin ließ sich die Gesetze nicht vom Diktat diktiert. Die Architektur eines menschlichen Körpers kann von ihr nicht bewältigt werden. Doch wird die Situation sofort anders, wenn es gilt, Straßenszenen, ein Gewirr von Ungenauigkeiten, ein Gefloch, etwas, wobei es auf das innere Gerüst, auf die rhythmische Logik wenig ankommt, festzuhalten; dann erhalten wir einen recht liebenswürdigen Eindruck vermittelt. Man möchte von einer textilen Begabung sprechen, von einem Talent, das die Fläche nett aufzuteilen und zu nuancieren weiß. M. Lewi gehört schon eher zu den Gestaltern des Lebens; auch hier haben wir es sicherlich mit einer Frau: „tun. Die Radierungen dieser Dame sind gar nicht übel, sie sind sogar technisch recht geschickt und haben auch ihr Temperament; indessen: sie kreisen um Anders Jörn. Und schließlich: warum sollen sie sich nicht anlehnen, wenn sie nur Instinkt genug besitzen, einen Starlen zum Zentrum zu wählen.

Spazige Zeichnungen macht Ernst Lübbert; er tuscht sie auch mit Farben ledlich an, aber: ein hübscher Münchener Vierhunder, so Zentaurenkult, Böcklin und Stud für den Kneiptisch. Manfred Prager nun, das ist einer, bei dem ich auf eine Frau schließen würde. (Solch ein ehrlicher Spürhund bin ich.) Er malt sehr liebenswürdig, vermutlich, umbünstet. So ein wenig ohne Knochen. Aber es sieht ganz nett aus, ganz geschmackvoll. Hingegen ist Julius Rosenbaum ein robuster Landschaftler. Er malte den Stettiner Hafen, und wir sehen: schwer und rauchig die Schiffe, das Wasser, die Häuser am Volkwerk. Nur die Himmel wollen ihm gar nicht gelingen. Ein eigenartiger Künstler ist Gustav Soennert; das heißt, wenn er wirklich so ist wie sein kleines Bildchen „Kinderfest“. Weißgekleidete Mädchen ziehen im Fadelzug, zärtliche Silhouetten im Dämmerchein. In solch eine raffinierte Harmlosigkeit kann man sich schon verlieben, und liebhaben kann man auch die Feldblumen, die Helene Wolff gemalt hat. Loder und lächelnd stehen sie in einem Glasrugg, der spiegelt das Licht und die Herzinnigkeit, die in der Wiese ihre Welt findet.

Kunsthalle Wilmersdorf (Kaiserallee 14).

Auch dieses ist eine Verkaufsausstellung. Man will den Umsatz an Bildern mehren. Anders wäre das Unternehmen nicht zu verstehen. Es ist alles ganz geschickt hergerichtet und auch die Bilder, die gezeigt werden, sind zu einem großen Teil ganz respektabel. Aber: es hat eigentlich keinen rechten Sinn, den unzähligen Ausstellungen immer wieder neue zu gesellen. So etwas wie diese Wilmersdorfer Kunsthalle könnte für eine Provinzstadt, die weit abseits von einem Kunstzentrum liegt, seine Vorteile haben; hier aber fahren die elektrischen Bahnen vorüber, die einen in 15 Minuten an den Potsdamer Platz bringen. Immerhin, wenn sich die Leute des Bestens daran gewöhnen sollten, hier und da einmal etwas bei den Wilmersdorfern zu kaufen, so kann das ja die Künstler freuen; wenn auch im übrigen die neue Gründung auf die Entwicklung der Kunst keinerlei Einfluß haben wird.

Eins allerdings muß noch gesagt werden. So anständig (bis auf die zurfreie Abteilung, die gar komisch ammutet) auch das Niveau der Bilder ist, so unerhört sind die Architekturen, die gezeigt werden. Was der Baurat Kröger und der Wilmersdorfer Stadtbaurat Herrring zusammenmurksen, das ist so furchtbar, daß man nur den Mut bewundern kann, der dergleichen auch noch auf das Präsentierbrett hebt. Und dieser Kröger soll nun das Wilmersdorfer Rathaus bauen; hier hängt der Entwurf, ein Produkt der Unkultur und Unfähigkeit. Es ist einfach ungeheuerlich: Seidl, Fischer, Roth u. a. hatten Entwürfe für dieses Rathaus eingereicht, und die zuständigen „Stellen“ waren plump genug, diesen Kröger zu wählen. Daß Herrring, der Stadtbaumeister, dagegen nichts einzuwenden hat, richtet ihn. Jetzt, gerade jetzt ist die Zeit, da kein Unfähiger mehr die Macht haben darf, die Städte zu ruinieren. Was Herrring und die um ihn tun, bedeutet eine Schädigung auf Jahrzehnte hinaus. Uebrigens, im Wilmersdorfer Stadtbauamt sitzt auch Herr Rige; der kann etwas, der kann unendlich mehr als der Herr-Ring. Aber man läßt ihn nicht an die entscheidenden Aufgaben.

Es ist ein Brief eingegangen, der sagt mir an, daß ich neulich bei der Besprechung der Zurysfreien den Künstlerinnen unrecht getan hätte. Ich hatte geschrieben: „Es ergibt sich eine Merkwürdigkeit: ein großer Teil der Bilder, die einem gefallen, wurden von Damen gemalt.“ Später fand ich es noch einmal bemerkenswert, daß die Bildhauerinnen zu empfinden beginnen, was das eigentlich — Plastische ist.

Nun, es ist in der Tat merkwürdig, daß, wenn einem in einer Ausstellung so und joviele Bilder gefallen, man beim Nachschlagen

immer wieder feststellt, daß sie weiblichen Ursprunges sind. In der diesjährigen Ausstellung der Sezession kann einem das zum Beispiel nicht passieren. Das läßt sich durch Zahlen beweisen. Die Ausstellung der Sezession zeigt 8 Proz., die der Jurysfreien 42 Proz. weiblicher Arbeiten. Das ist doch ein Symptom. Oder gar die Bildhauerei. Bei den Jurysfreien sind von 26 Bildhauernamen 14 mit weiblichen Vornamen ausgestellt; die Sezession hat nicht einen einzigen weiblichen Bildhauer. Solche Gegenstände sind doch interessant. Die Wahrheit ist eben: daß die Malerinnen und Bildhauerinnen um Rüstern ihre Kreise ziehen. Woran dadurch nichts gebessert wird, daß auch ganze Scharen der Männlichen, der Maler, rund und herum um einen Größeren wandeln. Mir wäre es schon recht, wenn Alice Trübner nicht wie Wilhelm Trübner und Charlotte Berend nicht wie ihr Mann, der Louis Corinth, malen würden. Ich möchte schon sehr gern neben der Käthe Kollwitz (die übrigens selber nicht bei den „Jurysfreien“, sondern in der Sezession ausstellt) noch eine zweite Künstlerin aus eigener Art erspähen können; ich sehe aber nur zweiundvierzig Prozent ganz leidlicher, zu einem Teil sogar guter Nachfolgerinnen.

Und noch eins: Ich schrieb, daß ich nicht recht daran glauben könnte, in diesen erfolgreichen Damen der Jurysfreien ein eigentliches Malerproletariat zu sehen. Gewiß, unter diesen malenden Frauen werden viele sein, die den Kampf um das Leben zu führen haben. Aber, wenn uns der Katalog darüber belehrt, daß zwanzig adlige Damen zu den Ausstellerinnen gehören, und daß sich darunter befinden: Erna v. d. Marwitz, Gr. Riez v. Weeslow, Marie v. Nathusius, Else v. Dercken — so läßt sich doch nicht gerade behaupten, daß solches Menschennaterial identisch sei mit dem, was wir gemeinhin Künstlerproletariat nennen. Es stimmt schon: bei den „Jurysfreien“ sind viele Damen, denen es wohl geht, die bisher nur für die Familie malten, und die jetzt erst auf den Markt kommen.

Robert Breuer.

## Straßenbilder aus Liverpool.

Von C. Becht.

Das Boardinghouse, in dem ich wohnte, lag an einer Straßenecke in einem nördlichen Stadtteil. Ich stand am Fenster und schaute in den gegenüberliegenden Park. Ich weiß nicht, wie lange ich schon dagestanden hatte; jedenfalls, es war interessant genug.

Da war zuerst die Frau, die schon längere Zeit regungslos auf einer Bank gesessen hatte. Sie war in ein graues Umfachtuch gehüllt und hatte eine Mütze von derselben Farbe auf dem Kopfe. Plötzlich nahm sie die Mütze ab, löste die Flechten und begann sich zu kämmen, wobei ihre Finger zeitweilig eine merkwürdig knispende Bewegung ausführten, jedesmal, nachdem sie den Kamm gründlich unterjucht und scheinbar etwas erhätscht hatte. Als sie fort war, kam eine Schar barfüßiger Kinder in durchlöchernten Kleidern und ruhten sich auf derselben Bank von ihrem Spiel aus. Auf der anderen Seite der Straße hatte den ganzen Nachmittag ein abgekehrtes Weib gestanden, ein in Lumpen gehülltes Paket auf dem Arm, das sie hin und her wiegte und beim Betteln den Passanten hinhielt. Ab und zu prekte sie es auch zärtlich an sich, doch nur, wenn ein Passant in Sicht war. Das Geschäft war schlecht heute, das Mitgefühl der Menschen schien gleich der Temperatur auf dem Gefrierpunkt zu stehen und als ein Mann, offenbar ein Freund oder Bekannter des Weges kam, entspann sich ein Gespräch zwischen ihnen. Der Mann reichte ihr eine Flasche, aus der sie einen kräftigen Schluck nahm, dann ging sie kurz entschlossen mit ihrem Gefährten davon, das Widelfind unter den Arm nehmend, wobei sich das Umfachtuch ein wenig verschob und eine aus Lumpen und Papier angefertigte Puppe für einen Moment sichtbar wurde. . .

Sie war gegangen und die Straße wurde dunkler und leerer, doch da wankte singend und lallend etwas heran. — Ein junges, hübsches Weib von höchstens achtzehn Jahren ward sichtbar. Mit glücklichem Gesichtsausdruck und halbgeschlossenen Augen, an jedem Arm von einem ebenfalls wankenden, männlichen Gefährten gestützt, kam sie näher.

Dabei hielt sie auf dem einen Arm ein vielleicht drei bis vier Wochen altes menschliches Wesen, leider keine Imitation in diesem Fall, in so unglücklicher Stellung, daß der Kopf des Würmchens nach unten hing und das ganze winzige Körperchen den schwankenden Händen der Mutter zu entgleiten und auf dem Straßenpflaster zu zerschmettern drohte. Glücklicherweise kam gerade ein Schutzmann des Weges und nahm sich noch rechtzeitig dieses würdigen Kleeblattes an.

Als ich mich ins Zimmer zurückwandte, hörte ich wieder die aus der Seitengasse tönende Stimme einer betrunkenen Frau, die nun schon stundenlang in einem deliriumähnlichen Anfall ihren Gefühlen in ungehemmtester Weise freien Lauf ließ.

Es war wirklich schon das Beste, auszugehen. Am liebsten schlenderte ich des Abends durch die Hauptstraßen der Stadt, die von einem Meer von Licht erhellt und von ohrenbetäubendem Lärm erfüllt sind. Die Luft war voll von jener kalten Feuchtigkeit, die sich wie ein nasses Tuch um die Lungen legt. Ich hatte die Funktion dieses Bestandteiles des menschlichen Organismus, ehe ich in dieses merkwürdige Land kam, eigentlich nur gesucht, aber seit meinem ersten Ausgang durch die Oktoberluft Englands direkt körperlich empfunden. Und zu dem physischen Unbehagen kommt hier

noch der psychische Widerwille gegen all den Schmutz und Elend und Laster, die sich hier breit machen und der noch erhöht wird durch den scharfen Geruch von Fasel und Seefischen, mit dem die Luft hier gleichsam gesättigt ist.

Nie habe ich so viele menschliche Gebrechen und so viel Elend gesehen wie hier in Liverpool. Krüppel, Bettler, Straßenverkäufer, Orgelmänner, Betrunkene und sehnüchelig denke ich an Marseille, an diese trotz Laster und Elend sonnige Stadt voll Farbe, Licht und Grazie.

Die auf den Bürgersteigen auf- und abwogende Menge ist vollständig international. Am stärksten vertreten ist Amerika, Australien, Irland, aber auch Chinesen, Japaner und kontinentale Europäer gibt es hier genug. Da plötzlich eilt ein tadelloser gekleideter Gentleman mit hastigen Schritten in eine Seitenstraße. Einige andere folgen und als er in der Mitte der kleinen Straße Halt macht, hatte er schon einen kleinen Kreis um sich. Neugierig trete auch ich näher. Zu meiner Ueberraschung sinkt er auf dem Straßenpflaster in die Knie, nimmt den Zylinderhut ab und singt ein geistliches Lied, in das die Menge einstimmt. Und nun entwidelt sich auf der Straße ein regelrechter Gottesdienst mit Predigt, Gesang und Sammelbüchse. An der nächsten Straßenecke entsteht wieder eine Stodung, doch als ich feststelle, daß hier nur die Heilsarmee ihr bekanntes Wesen treibt, eile ich weiter, um gleich darauf vor einer umgestülpten Holzleiste Halt zu machen, auf die sich soeben eine junge, gutgekleidete Dame schwingt. „Meine lieben Freunde“, ruft sie mit klarer wohlklingender Stimme ins Publikum. Und nicht vergebens. Ein Teil der so Angeredeten tritt wohlwollend näher und hört aufmerksam auf ihre logischen Ausführungen über soziale Reformen und Frauenstimmrecht. Auch hier geht die Sammelbüchse um, im Dienste der guten Sache.

In der Nähe des Bahnhofes Lime Street wird das Gedränge beängstigend. Hier hält ein bekannter Sozialist eine Ansprache an die Arbeitslosen, die im Winter hier oft nach vielen Tausenden zählen.

Ich fahre mit der Elektrischen zurück, denn die Luft war inzwischen noch schärfer, der Nebel noch dichter geworden. Gleich nach mir steigt ein großer Schuhmann ein. Interessiert richten sich alle Blicke auf ihn oder vielmehr seine Schüllinge. An ihn geklammert hat sich ein kleines Mädchen von ungefähr drei Jahren in einem so verwahrlosten Zustande, der jeder Beschreibung spottet. Und auf dem Arm trägt er behutsam ein anderes, kleineres, ebenso verwahrlostes menschliches Wesen, das mit seinen unerschulden Kinderaugen neugierig umherfieht. Unwillkürlich rüden die Näherstehenden etwas ab, wenn auch die Augen der Frauen mütterlich auf den Kindern ruhen. Aus welcher Höhle mag er die wohl ererbet haben, frage ich mich. An einer Straßenecke steigt er aus, wobei eine am Ausgang sitzende Dame ihm mit einer halb scheuen, halb liebevollen Bewegung das eine der Kleinen hinausstreckt, wenn sie auch nachher sorgfältig ihren Handschuh abwischt. Ich sehe ihnen nach. Er klingelt an der Türe eines großen, düsteren Gebäudes. „Gesellschaft zum Schutze der Kinder gegen Grausamkeiten“ lese ich.

Der Nebel ist so dicht, daß man kaum einen Schritt weit sehen kann. Morgen wird es regnen und dann wird diese große düstere Stadt mit den langen geraden Straßen und dem monotonen Gepräge der Häuser noch viel trostloser, noch viel schmerzlicher aussehen als heute. — Der Gedanke, daß mein Aufenthalt bald zu Ende und ich wieder heitere, sonnigere Bilder sehen darf, ist der einzige Hoffnungspunkt in diesem grauen Elend!

## Kleines feuilleton.

### Kulturgeschichtliches.

Reisedauer und Reisekosten im Mittelalter. Die Reisedauer des Mittelalters nach mittelalterlichen Zuständen ist aus mehr als einem Grunde begreiflich. So elend die vierte Wagenklasse in der Eisenbahn eingerichtet ist, so ermöglicht sie es doch dem ostelbischen Landproletariat bei einiger Sparsamkeit, der heimischen Gebundenheit zu entfliehen und in Berlin oder sonst einer Großstadt sein Heil zu versuchen. Wie anders ehemals, wo der Landarbeiter und Bauer an die Scholle gebunden und das Reisen ein überdies gefahrvolles und beschwerliches Privileg der Vornehmen war. Wo die Römer herrschten, also im Süden und Westen Deutschlands, waren im militärischen Interesse dauerhafte Kunststraßen angelegt worden, die zum Teil bis ins spätere Mittelalter ihre Bedeutung behielten. Es ist berechnet worden, daß im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein Palettsfuhrwerk von dem mittleren Oberitalien in 10—11 Tagen Augsburg erreichte, während die große Strecke von Rom bis Leyden in 34 Tagen zurückgelegt wurde. Im großen ganzen zerfielen aber die Römerstraßen in den Zeiten der Barbarei, und im 12. Jahrhundert kam man nach den Mitteilungen eines isländischen Reiseführers in 6 Wochen langsame Reise von Rom bis an die Alpen und von dort in drei weiteren Wochen nach Schleswig. Noch im 16. Jahrhundert brauchte der Stralsunder Bürgermeister Saitrow 5 Wochen, um von Rom nach Stralsund zu kommen. Zwanzig bis dreißig Kilometer auf den Tag galten als normale Reisegeschwindigkeit. Immerhin gab es höhere Einzelleistungen. So legte Kaiser Friedrich I. einst in drei Tagen 182 Kilometer zurück; und bei den Fahrten der Päpste bewegte sich der Durchschnitt zwischen 40 und 60 Kilometer auf den Tag, während sich für eine von Innozenz IV. im 13. Jahrhundert gemachte Reise gar 100 Kilo-

meter auf den Tag berechnen lassen. Es ist dies eine Schnelligkeit, die selbst die reitenden Briefposten mit Pferde- und Reiterwechsel im 18. Jahrhundert nicht erreichten.

Ueber die Reih-Koste a im Mittelalter liegen weniger genaue Angaben vor. Eigentliche Gasthäuser fehlten und wurden durch geistliche Hospize, Kunstherbergen und Kaufahrerböde nordwärts erlebt. Die Hansa zahlte im Anfang des 16. Jahrhunderts als Botenlohn 12 Heller für die Meile, was auf den Monat bei fünf Meilen täglicher Wegstrecke gut 8 Gulden ausmachte und als keine schlechte Bezahlung galt. Bei der schlechten Beschaffenheit der Landstraßen spielte die Flußschiffahrt trotz aller Zollpladereien eine beträchtliche Rolle, und es wird berichtet, daß man im Anfange des 15. Jahrhunderts auf dem Main für eine Fahrt von Frankfurt nach Mainz 12 Heller zahlte, ein Betrag, für den man etwa über 2 Pfund guten Rindfleisches kaufen konnte. Alles in allem hielten die Schwierigkeiten des Reisens an, bis die Eisenbahn als wahrhaft revolutionärer Faktor derart aufrüttelnd eingriff, daß die junkerlichen Perücken im preussischen Herrenhause heute noch alljährlich wackeln, wenn bei der Etatsberatung auf Freizügigkeit und andere Erfindungen des Teufels die Rede kommt.

**Aus dem Tierleben.**

**Das Kunstwerk einer Spinne.** Wohl jeder hat schon einmal das Netz einer Spinne betrachtet und sich gewundert über die Regelmäßigkeit des Baues wie über die Feinheit der Fäden, die trotzdem so fest sind, daß sie nicht nur Fliegen und Mücken, sondern auch stärkere Insekten, sogar die kräftigen Wespen restungslos in ihren Netzen festhalten. Daß die Insekten so leicht gefangen werden und sofort in dem Netz hängen bleiben, rührt übrigens daher, daß die Fäden des Fangnetzes mit vielen Tausenden von winzigen Tröpfchen einer zählebrigen Flüssigkeit besetzt sind, so daß die Flügel und Beine der Fliegen bei der leisesten Berührung daran hängen bleiben. So kunstvoll und geschickt auch das Netz angefertigt ist, es ist nicht zu vergleichen mit dem Kunstwerk, das manche Spinnen zur Nahrungserzielung ihrer Eier anfertigen. Die Kreuzspinne zum Beispiel baut ein solches, sehr kompliziertes, aber äußerst praktisches Netz, das an die Spinnweblichkeit des Tieres die allerhöchsten Anforderungen stellt und das daher einer näheren Betrachtung wert ist.

Will die Kreuzspinne an einem geschützten Ort, etwa im Gesträuch, in hohem Grase, in Schilf und Büschen ihr Nest bauen, dann spinnt sie erst einige Querstäbe, welche die Stützpunkte miteinander verbinden und gewissermaßen als Baugerüst dienen. In der Mitte dieses Gerüsts nun spinnt die Spinne aus feinen, weißen Seidenfäden ein Käpfchen, indem sie die Spitze des Hinterleibes, in dem die sechs Spinnwarzen liegen, fortwährend hin und her, auf und ab bewegt, wobei die Klauen der Hinterfüße den hervorstehenden Fäden fassen und in Käpfchenform zusammenlegen. Dieses Käpfchen, das schließlich ungefähr einen Zentimeter hoch wird und die Größe einer kleinen Haselnuß hat, ist nun der eigentliche Eierbehälter; die Spinne füllt ihn sofort bis oben hin mit ihren kleinen orangefarbenen Eiern, die wie Perlen aussehen und spinnt dann gleich einen festen Deckel, der wie ein Stückchen weißen Seidenfäden das Säckchen dicht abschließt. Nun umgibt sie dieses ganze Säckchen mit einem dichten Geipust, das aber nicht aus einzelnen Fäden besteht, sondern in Form feiner, dichter Kloden aus den Spinnwarzen herausquillt, wie ganz feine Baumwolle. Diese Seidenwolle, die doch aus denselben Spinnorganen kommt, wie die vor kurzem gesprochenen weißen Fäden, ist aber ganz merkwürdigerweise jetzt auf einmal von glänzender, goldgelber Farbe. Bald umgibt die weiche Klodenmasse das ganze Eier-säckchen wie ein dichtes, molliges Kissen, das von der Künstlerin jetzt mit den Füßen gedrückt und geknetet wird, bis eine ziemlich runde, nach oben sich verjüngende Kugel entstanden ist, die einem winzigen, umgekehrten Luftballon sehr ähnlich sieht. Die unermüdliche Arbeiterin begibt sich nun an das untere Ende der Kugel und beginnt wieder eifrig zu spinnen. Aber jetzt kommt zur Abwechslung wieder weiße Seide in Fäden aus den Spinnwarzen hervor, behutlich fassen die Kammläusen der Hinterfüße diesen Faden und legen ihn in Kreisen übereinander dicht um die Kugel herum, wobei die Spinne sich in jedem Augenblick dreht und wendet und rings um den Ballen herumgeht. So steigt sie allmählich in Spirallinien, fortwährend spinnend, von unten nach oben auf, bis sie den Rand erreicht hat, den sie aber nicht einfach glatt abrundet, sondern mit hübschen, scharfen Auszackungen verzieht. An den Spitzen dieser Fäden werden die Fäden befestigt, die das ganze Gebilde halten und es mit den Stützpunkten verbinden. Jetzt fertigt die Spinnerin wieder einen weißen, festen Filzdeckel an, der das Ganze dicht verschließt.

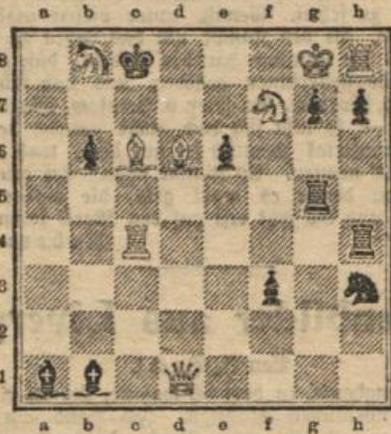
Das Nest ist nun fertig; der wichtige Inhalt, das Säckchen mit den Eiern, ist auf die beste Weise geschützt. Die dicke Fülle und der Deckel hindern Regen und Säure am Eindringen und dafür, daß die Eier nicht erfrieren, sorgt das weiche Daunenfilz, in dem sie gebettet sind. Aber eins fehlt noch. Die weiße, glänzende Kugel fällt zu sehr in die Augen, sie kann also leicht feindlichen Tieren zum Opfer fallen; aber auch dagegen weiß die Spinne Rat. Sie klettert vom Rand des Nestes nach unten und spinnt dabei ganz merkwürdigerweise jetzt dunkelbraune und schwarze Fäden, die sie mit den Hinterfüßen in geschlängelten Linien der Nesthülle auflegt, so daß nach Beendigung dieser Arbeit das Nest mit hübschen braunen

und schwarzen Streifen geziert ist. Dadurch ist es in dem Gevire von Halmen, dunklen und hellen Stengeln und Gräsern außerordentlich geschützt; es ist jetzt nur noch bei schwarzem Zusehen zu bemerken, der Schutz für die Wiege der Nachkommenschaft ist jetzt also vollkommen.

Es ist nun nicht gar leicht, die Spinnkünstlerin bei dieser interessanten Arbeit zu beobachten, sie muß zu diesem komplizierten Werk ganz ungestört sein und sie wählt daher meistens die Nachtzeit zum Bau ihres Nestes. Licht braucht sie zu ihrer Arbeit nicht, denn sie fertigt ja das ganze Gebilde an, ohne es zu sehen, da sie beim Spinnen dem entstehenden Werk den Rücken zugehrt. Auch nach gestauer Arbeit besieht sie sich ihr Kunstwerk nicht, sie geht davon, ohne sich einmal danach umzusehen und vertritt sich in ihren Schlupfwinkel, wo sie nach wenigen Tagen an Entkräftung stirbt, da der enorme Verbrauch ihrer Spinnröhren ihre Kräfte aufgezehrt hat.

**Schach.**

Unter Leitung von S. Kapin.  
Gamage.



2+ (10-101 7)

**Lösungen.** Infolge des Karlsbader Turniers und der damit verbundenen Materialanhäufung, haben wir für einige in unseren früheren Schachspalten veröffentlichte Endspiele bis jetzt keine Lösungen bringen können. Wir holen nachstehend den Rückstand ein. In dem wir die Stellungen in Typen wiederholen, bieten wir hiermit auch gleichzeitig unseren Lesern eine kleine Sammlung von fünf Studien.

**S. Rint** (19. August) Weiß: Kc7; Tc2; La4; Ba6. Schwarz: Ka8; Dd1; Lf3; Bb a7, b7. Remis: 1. Lc6, LxL; 2. Td2!, DxT; 3. ab7?, Lxb7. Patt.

**Niemzowitsch** (2. September) Weiß: Ka4; Sf2; Bb e5, g4. Schwarz: Kg6; Bb f7, e6. Weiß gewinnt mit 1. Kb4. (In der Partie gegen Rubinstein spielte hier Niemzowitsch 1. Sd3?, worauf Schwarz mit 1. . . . f6! Remis erzielte.) 1. . . . Kf4 (1. . . . f6; 2. Sef7 nebst exf6); 2. Sd3?, Kxf4; 3. Sc5, und gewinnt mit Se7-d7.

**R. Leichmann** (16. September) Weiß: Kd2; Bb a4, b4, c4, e4. Schwarz: Kd7; Bb a7, c6, d4, e5, h5. Schwarz am Zuge gewinnt mit 1. . . . Kf7; 2. a5 (oder 2. e5, a5! oder 2. g5, Kg6 zc.) 2. . . . Kb7; 3. b5 (sonst Ka6 nebst c6-c5). 3. . . . Kf7; 4. Kf2, Kd6; 5. Kd3, cb5; 6. cb5, Ke5 zc.

**Platoff** (21. Oktober) Weiß: Kc3; Lh2; Bb e5, h5. Schwarz: Ka1; Tf1. Weiß gewinnt mit 1. Kb3, z. B.: 1. . . . Th1; 2. c6, Txl; 3. c7, Tb2?; 4. Kc3, Tb1, Kd2; 5. Tb2?, Kd3; 6. Tb3?, Kd4 zc.

**S. Rint** (28. Oktober) Weiß: Ka2; Tc2; Sd4; Bb e2, h4, h6. Schwarz: Kd8; Dh1; Bb a7, c4, c3, d5. Weiß gewinnt mit 1. h7, Dxh4; 2. Te7!, KxT (2. . . . Dxs; 3. Tf7, Ke8; 4. Tb7 zc.); 3. Sf5?, Kf7; 4. Sxd, Kg7; 5. Sf5?, Kxh7; 6. Ka3 nebst Sf5-e7xf5.

**Schachnachrichten.** Der erste Vorsitzende des Deutschen Schachbundes Prof. Gebhardt in Koburg hat den anderen vier Mitgliedern der Bundesverwaltung sein Amt zur Verfügung gestellt, was diese jedoch mit dem Hinweis darauf abgelehnt haben, daß über diese Frage die ordentliche Mitgliederversammlung 1912 entscheiden wird. — Der Berliner Arbeiter-Schachklub hat mit dem Prager zwei Korrespondenzpartien verabredet und zwar unter der höchst interessanten Bedingung, daß jede der Parteien bei Mitteilung des fälligen Zuges auch gleichzeitig eine Begründung und einen Hinweis auf die mit ihm verfolgten Zwecke (Drohungen, Paraden, Positionsbetrachtungen zc.) der Gegenpartei einfindet. Bei lokaler Ausführung — was in Arbeiterkreisen sicherlich der Fall sein wird — dürften auf solche Weise Ueberrumpelungen möglichst vermieden werden.

Auf dem österreichischen Parteitage wurde der Parteileitung der Antrag zur Prüfung überwiesen, im Wiener Parteiorgan eine Schachspalte einzuführen.